

ARNE KLAWITTER, Die „fiebernde“ Bibliothek. Foucaults Sprachontologie und seine diskursanalytische Konzeption moderner Literatur (= Diskursivitäten. Literatur. Kultur. Medien, hrsg. von KLAUS MICHAEL BOGDAL, ALEXANDER HONOLD, ROLF PARR; Band 8), Heidelberg (Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren) 2003, 403 S.

Arne Klawitter hat mit seiner von der Philosophischen Fakultät der Universität Rostock angenommenen Dissertation ein Werk vorgelegt, das sowohl aufgrund seiner Gegenstandswahl wie aufgrund seiner Themendurchführung große Beachtung und eingehendes Studium verdient.

Aus vornehmlich germanistischer also literaturwissenschaftlicher Perspektive wendet sich Klawitter dem Werk eines französischen Philosophen zu: des häufig als „Strukturalist“ oder

„Poststrukturalist“ bezeichneten, 1984 verstorbenen Michel Foucault. Bereits diese Disziplinenverschränkung mag an einen ähnlich gelagerten Vorgang um den philosophisch ambitionierten französischen „Strukturalisten“ Jacques Lacan, aber auch um Jacques Derrida herum erinnern, dessen Werke vor einigen Jahrzehnten sowohl in den USA wie in Deutschland hauptsächlich von Literaturwissenschaftlern rezipiert und zum Weiterwirken gebracht worden sind.

Foucaults Werk ist aber nun längst bekannt und in die wissenschaftliche Diskussion eingeführt: bei den Philosophen, aber auch bei Soziologen und Historikern. Die Gründe, die seine Einrückung in die literaturwissenschaftliche Perspektive rechtfertigen, bilden eine der Fragen, die von Arne Klawitters Arbeit aufgeworfen werden.

Ausgangsmotiv seiner Arbeit ist eine Feststellung sehr allgemeiner bzw. epistemologischer Art, die er von Foucault übernimmt und die darüber hinaus im *mainstream* des *linguistic turn* weit verbreitet ist: dass die Sprache nicht dazu da ist, eine unabhängig von ihr existierende Realität bloß zu vergegenwärtigen. Die Sprache begnüge sich nicht mit so einer „normalen“ medialen Funktion. In Wirklichkeit reguliere oder konstruiere oder schaffe sie gar – sie oder eine ihr innewohnende oder zugrunde liegende Instanz – die Realität, die wir für gegeben und wirklich halten. Diese linguistisch-konstruktivistische These entnimmt Klawitter der „Diskursanalyse“ Foucaults, die dieser in den späten Sechzigerjahren ausformuliert hat, um sie allerdings schon sehr bald, mit den beginnenden Siebzigerjahren, durch eine Machtanalytik zu ergänzen und zu modifizieren, welche auch die Kategorien des Begehrens und des Krieges einbezog. Klawitter geht jedoch nicht nur von der genannten linguistisch-konstruktivistischen These aus, sondern zusätzlich auch von der These, der zufolge in der „Literatur“, nämlich in der modernen dichterischen oder belletristischen oder vielmehr avantgardistischen Literatur die normale mediale Funktion der Sprache gekappt sei und die Sprache sich auf ihr eigenes opakes Sein hartnäckig zurückziehe. Auch diese These übernimmt Klawitter von Foucault, der sie in den frühen Sechzigerjahren in vielen kleineren Schriften zur Literatur formuliert hat.

Die grundsätzliche Frage nach dem Verhältnis bzw. nach der Vereinbarkeit der beiden vorhin genannten und eher konträr gelagerten Annahmen wird von Klawitter nicht eigens gestellt oder behandelt. Er begnügt sich damit, aus der Verklammerung der beiden Theorieetappen Foucaults zunächst eine Schlussfolgerung zu ziehen, die er zum methodischen Grundprinzip seiner Arbeit erklärt: die Suspendierung der signifikativen Funktion der Sprache (19), die Annahme eines „nicht-signifikativen Seins der Sprache, das keiner Referenzfunktion, auch nicht der Selbstreferenzialität, zuzuordnen ist“ (25).

Auf die Abfolge der beiden Theoriephasen bei Foucault reagiert Klawitter mit einer doppelten Aufgabenstellung: erstens möchte er in einer „Archäologie der Diskursanalyse“ (26) untersuchen, inwiefern die Diskursanalyse, die ja immer noch als Foucaults Hauptmethode gilt, ihre Voraussetzungen in den frühen Schriften zur „Ontologie der Literatur“ hat. Und zweitens möchte er versuchen, Foucaults Methode der Diskursanalyse konsequenter und weitläufiger als dieser selber auf die Literatur (des 20. Jahrhunderts) anzuwenden: „Diskursanalyse von Literatur“ (27).

Den ersten Hauptabschnitt seiner Arbeit widmet Klawitter Foucaults frühen Schriften zur „Ontologie der Literatur“. Dabei handelt es sich um eine Vielzahl kleinerer Aufsätze, deren Reichweite vom späten 18. Jahrhundert über Mallarmé, Blanchot, Bataille, Klossowski bis hin zu zeitgenössischen Autoren des *Nouveau Roman* geht;<sup>1)</sup> die einzige umfangreichere Schrift ist das 1963 erschienene Büchlein über ›Raymond Roussel‹. Erfreulicherweise bezieht Klawitter auch einen Doppelvortrag Foucaults über ›Sprache und Literatur‹ aus dem Jahre 1964, der in den posthum erscheinenden ›Schriften‹ von Foucault nicht enthalten ist, in seine Sichtung ein.

---

<sup>1)</sup> Einige dieser Aufsätze sind auf Deutsch erschienen in: MICHEL FOUCAULT, Schriften zur Literatur, Frankfurt, Berlin, Wien 1979.

In diesem Vortrag erklärt Foucault auch, warum er das Werk Roussels „vorgezogen“ hat, um an ihm seine „Literaturanalyse“ zu erproben und damit diejenige Form des Kommentars, die dem dritten Stadium der abendländischen Sprachkunst entspricht: das ist das Stadium, welches sich im 20. Jahrhundert abzuzeichnen beginnt und in welchem die Sprache sich nicht nur von der Aufgabe der klassischen Repräsentation der Welt, sondern auch von der romantischen Bindung an Geschichte und Seele ablöst, um sich zu radikaler Autonomie zu verselbstständigen. Péguy, Roussel oder die Surrealisten wären eben solche Autoren, in deren Werken die Sprachzeichen sich zu so systematischem und zugleich irrem Gestikulieren erheben, dass sie eben damit auch innere Sprachräume von beschreibbarer Gestalt bilden.

Foucaults Ontologie der Literatur heißt deswegen „Ontologie“, weil sie die Literatur auf ein zugrunde liegendes und beschreibbares Sein, das der Sprache, zurückführt: auf die „ontologischen Ereignisse des Sprechens“ (*langage*) (95). Man kann daher dieser Ontologie einen Zug zum Fundamentaln nachsagen, ebenso sehr aber auch einen Zug zum Minimalen, ja zum Minimierenden – der wiederum den Charakter, den man sonst mit „Ontologie“ assoziiert, nämlich den essentialistischen Anspruch auf Wesensschau, gleichzeitig festhält und auflöst. Was die Sprache sei, wird nämlich in dieser „Ontologie“ mehr und mehr reduziert, ja tatsächlich irrealisiert, indem es – jedenfalls nach Klawitter – auf „nicht-signifikatives Sein“ (209) reduziert wird.

Insofern kann Klawitter zu Recht ausführen, dass auf die Theoriephase der „Ontologie der Literatur“ bei Foucault die Phase der „Diskursanalyse“ nicht nur gefolgt ist, sondern auch folgen musste – und zwar als Ergebnis einer entschlossenen „Deontologisierung des Sprechens“ oder „Ontologiekritik“ (177, 204ff.). Dieser Gedanke führt nun seinerseits zu einem faszinierenden Resultat des ersten Abschnittes von Klawitters Arbeit: einer moebiusbandförmigen sowohl diskontinuierlichen wie auch kontinuierlichen Überleitung von Foucaults erster oder sagen wir früher Theoriephase der frühen Sechzigerjahre zu derjenigen der späteren Sechzigerjahre mit der „Diskursanalyse“, wobei nun aber beide Theoriephasen sich nicht auf semiologische oder epistemologische Verfahren beschränken, sondern prall mit anthropologischen Inhalten gefüllt sind. Diese bestehen für die erste Phase aus dem dreigeschossigen Aufbau „Leere der Sprache – Tod – Begehren“, für die zweite Phase aus dem dreistöckigen Aufbau „Sprache – Leben – Arbeit“ (211). Beide gleichermaßen massiven und homologen Anthropologie-Implikate zeigen, dass Foucault eben doch ein Philosoph ist, der, wenn er sich auch noch so sehr bemüht, lieber nichts zu sagen als etwas, dann doch etwas sagt – und sogar viel. „Anthropologie“ wollte er in den ganzen Sechzigerjahren heftig abtun. Aber es ist ihm nicht gelungen. Es konnte ihm auch kaum gelingen – denn Foucaults Themenwahl bildeten ein für alle Mal die menschlichen Angelegenheiten, die menschlichen Machenschaften (zu denen bekanntlich auch die Literatur zählt). Allerdings ist damit noch nicht die Frage angeschnitten, was für Anthropologie(n) dabei herauskommt (herauskommen).

Dieser überraschende und hartnäckige Anthropologie-Einbruch provoziert nun denn auch die Frage, ob die „Deontologisierung des Sprechens“ bei Foucault wirklich so eindeutig und durchgängig stattfinden konnte, wie Klawitter behauptet. Ich glaube, diese Frage ist eher negativ bzw. relativierend zu beantworten. Erstens habe ich schon darauf hingewiesen, dass bereits die so genannte Ontologie des Sprechens von einem Zug zur Minimierung, Klawitter sagt es selber: zur Entleerung, gezeichnet war. Zweitens ist Foucaults Ontologie der Literatur von vornherein stark historisch angelegt und insofern eher anti-essentialistisch orientiert.

Die historistische Disponierung von Foucaults Literaturontologie wird zwar von Klawitter nicht unterschlagen, aber sie wird auch nicht so pointiert dargelegt und entfaltet, wie sie es verdient. Und eben deswegen sieht sich dann Klawitter gezwungen, die Kluft zur Theoriephase der „Diskursanalyse“ tiefer anzusetzen, als sie tatsächlich ist.

Foucault unterscheidet in der abendländischen Sprachkunst drei Stadien (das Schema des Drei-Stadien-Gesetzes ist seit Auguste Comte und Friedrich Engels unabdingbar):

1. Die „Rhetorik“: damit meint Foucault nicht etwa bloß oder vorwiegend die antike Lehre von guten Reden, sondern eine zweikanalige Sprechkonfiguration, in der ein stilles, aber wahres Wort Gottes oder der Natur vorausgesetzt ist – welches von allem gegenwärtigen und lauten Sprechen nachgesprochen, re-präsentiert, in allen möglichen Übersetzungen und Wendungen nachgebildet werden soll. Man sieht: es handelt sich um einen Sprechraum mit normativer Vorgabe (und die Normativität ist nicht bloß ästhetischer Art); um einen Sprechraum mit Autoritäten wie Homer oder der Bibel. Und um einen Sprechraum von ausgeprägter Räumlichkeit: den des Theaters. Die Mündlichkeit ist da wohl die hauptsächliche Erscheinungsform der Sprache. Aber das Buch in dieser oder jener Form mag als Träger zum Umlauf der Sprache beigetragen haben.

2. Im Abendland – und Foucault redet nur vom Abendland! – hat das Buch gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Herrschaft über das Sprechwesen an sich gerissen und die „Rhetorik“ wurde durch das System der „Bibliothek“ abgelöst. Die erste radikale Veränderung, die damit verbunden, war eine auf dem Niveau der Kinetik: Zirkulation wurde durch Stagnation ersetzt. Und die zweite auf dem Niveau der Normativität: die offizielle Norm eines vorausgesetzten Sprechens und damit die Hierarchie zwischen einem vorausgesetzten und einem nachbildenden Sprechen wurde abgeschafft. Wohl aber wird seitdem jedes aktuelle Sprechen oder vielmehr Schreiben mit der Gesamtmasse des schon Gesprochenen konfrontiert. In diesem System der Akkumulation gibt es nur noch die horizontalen Verhältnisse der Wiederholung – und der Vernichtung: als Mitte zwischen den beiden Verhältnissen nistet sich das der *Simulation* als durchgängiges Charakteristikum der Literatur ein. In Wirklichkeit sind die Rangunterschiede jedoch nicht völlig aufgehoben. Ein Rangunterschied, der sich im Subsystem „Literatur“ – „Literatur“ gibt es nur seit und mit der „Bibliothek“ – auftut, ist der zwischen Werk und Kommentar. D. h. es gibt doch wieder ein sekundäres, ein nachrangiges Sprechen – obwohl das ja mit der „Rhetorik“ abgeschafft werden sollte. Das kommentierende Sprechen hatte in der „Rhetorik“ einen unproblematischen Platz: alles – menschliche – Sprechen war ein solches, sodass nachträgliche Kommentare eben drittes Sprechen waren. In der „Bibliothek“ hingegen wächst der Kommentar unter dem Titel „Kritik“ umso mehr an, je mehr er eigentlich aus sprechdemokratischen Gründen gar keinen Platz hat.

3. Zum dritten Stadium der abendländischen Sprachkunst macht Foucault gleichzeitig am wenigsten und am meisten Aussagen. Am wenigsten, weil das noch keine abgeschlossene, nicht einmal eine gesicherte Phase ist: sie wird von Foucault gewittert, vermutet, herbeigewünscht. Sie wird seines Erachtens durch Mallarmé, Roussel, Blanchot und Folgende herbeigeschrieben. Sie muss herbeigeschrieben werden, weil, wie auch Klawitter ausführt, die Konfiguration der „Bibliothek“, mit ihrer Fixierung auf das Buch, mit ihrem Willen zur Stagnation, aber auch mit ihrem ungeklärten Verhältnis zwischen Erstsprache (Werk) und Zweitsprache (Kommentar) an Grenzen stößt.

Foucault hat keinen festen Begriff für die dritte Konfiguration geprägt. Manchmal sagt er „reseau“, was Klawitter nicht schlecht mit „Netzwerk“ übersetzt (125) – denn der Anklang an medientechnische und medienhistorische Tatsachen findet sich manchmal.<sup>2)</sup> Klawitter selber schlägt dafür die Bezeichnung „febernde Bibliothek“ vor – die seinem Buch auch den Titel gegeben hat.

Ausführlich hat sich Foucault zum Problem der Zweitsprache oder des Kommentars in der dritten Konfiguration geäußert – auch deswegen, weil er sich selber mit allen seinen Texten zur

---

<sup>2)</sup> Foucaults früheste Schriften zur Literatur erschienen zeitgleich mit den beiden bekannten Büchern von Marshall McLuhan, welche dem Zeitalter des Buches sein Ende voraussagen zu können meinten.

Literatur auf dieser Ebene situiert hat: und zwar womöglich im dritten Stadium. Die Zweitsprache im dritten Stadium nennt Foucault nicht mehr „Kritik“, sondern „Literaturanalyse“ – womit der spätere Begriff der „Diskursanalyse“ einigermaßen vorgebildet ist. Diese „Literaturanalyse“ ist dadurch gekennzeichnet, dass sie einerseits nach Wissenschaftlichkeit strebt und sich andererseits nicht als hermeneutische *Lektüre*, sondern selber als produktives *Schreiben* auffasst und somit den gleichen Status beansprucht wie das, worüber sie schreibt. Also auch hier wiederum ein Versuch, hierarchische Zweistufigkeit abzuschaffen.

Es gibt bei Foucault aber ein paar Hinweise darauf, dass er die Sprachkunst des dritten Stadiums nicht denken kann, ohne in gewisser Weise auf das erste Stadium zurückzukommen. Vor allem betont er, dass die Literatur nicht etwa aufgrund irgendeines absoluten Schweigens ins Werk treten kann – sondern aufgrund vielfältiger Zeichentätigkeiten um sie herum. Zeichentätigkeiten, die er einmal in dem lakonischen Singular zusammenfasst: *es* spricht. Damit ist kein vorgeordnetes absolutes Sprechen gemeint, sondern eine Zeichenschicht, die ihrerseits aus unterschiedlichen Zeichenpraktiken mitsamt autoritativen oder normativen Zeichenpraktiken (etwa ökonomischen) besteht und auf die das literarische Werk mit einer inneren aktiven dreistufigen Zeichenstruktur antwortet. Das heißt: Foucault sieht einer Mehrschichtigkeit ins Auge, die sich von der angeblichen Einschichtigkeit der Literatur des zweiten Stadiums deutlich absetzt. Dazu kommt, dass Foucault auch für die Literatur des dritten Stadiums die Zirkulation und nicht mehr die Stagnation in Bibliothek und Buch zur Seinsweise erklärt.

Die Historisierung in den drei Stadien bedeutet also nicht eine feinsäuberliche Abfolge von drei geschlossenen Systemen, sondern eine kämpferische Dramatisierung des Literaturwesens, einen dramatischen Kampf um die Literatur: einen Kampf um und zwischen den Signifikationsweisen von Sprache. Sie bedeutet auch im dritten Stadium nicht eine Abschaltung der Signifikation – das wäre die Ausschaltung der Sprache als solcher (die allerdings als Grenzfall doch wieder zur Sprache gehört – jedenfalls in der Literatur, wo sie in Mehr-Signifikation umzuschlagen bestimmt ist).

Klawitter hat seine theoretische Arbeitshypothese zweideutig formuliert: Suspendierung der Signifikation der Sprache oder Abschaltung der Signifikation. Gleichzeitig hat er eine signifikatorische Übermacht der Sprache angenommen, die unsere Realität einfachhin *konstruiert* und uns dieser Konstruktion ausliefere. Nur die „Suspendierung“ ist konsequent denkbar und erzeugt wird sie allerdings durch die beiden konträren Hypothesen: Abschaltung der Signifikationsfunktion und Annahme einer supersignifikatorischen Konstruktionsgewalt. Zwischen diesen beiden Extremen, von denen jedes für sich nur einen unmöglichen Grenzfall bildet, operationalisiert Foucault die theoretische Suspendierung durch entschlossene Historisierung: Beschreibung und Vergleichung unterschiedlicher sprachlicher Signifikationsleistungen und -wirkungen.

Dieses Problem der *Funktion* der Sprache wird von Klawitter zu wenig geklärt, indem er einfach die beiden extremen Grenzhypothesen annimmt, obwohl sie unvereinbar sind. Auch das Problem des *Seins* der Sprache wird nicht zureichend durchdacht, indem Klawitter meint, dass mit dem Paradigma der Diskursanalyse „die Annahme eines Seins der Sprache und mit ihr der gesamte Entwurf einer Ontologie überflüssig wird“ (205). Das kann er aber nur sagen, weil er die Vorentscheidung trifft, den Hauptbegriff der Diskursanalyse, also „Diskurs“ nur funktional zu definieren, nämlich als signifikatorische Übermacht, ja als unterschwellige konstitutive Metasprache: „Der Diskurs stellt [...] ein Regelwerk des Sprechens dar, das [...] die Weisen definiert, wie unter bestimmten historischen Gegebenheiten was gesagt und gedacht werden kann [...]“ (217). Diese bedingende d. h. übersignifikatorische Instanz hat aber auch ihre Gegebenheitsweise und die definiert Foucault vom „Sein der Sprache“ her: Diskurs (bzw. dessen Atom: die Aussage) ist nicht direkt identisch mit Sprache (*langage*), sondern liegt auf der Ebene des „es gibt – Sprechen“, auf der Ebene der Existenz, der Emergenz, des Ereignisses, des Aufscheinens, des Verschwindens

von Sprechen.<sup>3)</sup> Alle diese Ausdrücke übersetzen den Ausdruck „Ontologie der Sprache“ in eine leicht verschobene, man könnte sagen minimalontologische oder existenzphilosophische Sprache, die auf das Wort „Ontologie“ verzichtet und die Folgendes sagt: „Diskurs“ heißt „Existenzweisen des Sprechens“ = „Existenzweisen *und* Sprechen“ = „Sprechen *und* Nicht-Sprechen“. Die signifikatorische d. h. konstruktive Übermacht des angeblich nicht-signifikativen Seins der Sprache ist kontingent. Daher verfängt sich Foucault nicht in ein derridianisches Spiegelstadium aus Konstruktivismus und Dekonstruktion: es gibt bei ihm „dazwischen“ oder „darin“ immer wieder *beschreibbare positive Phänomene* sowohl sprachlicher wie auch anderer Art: beschreibbar, weil die diskursive Programmierung Felder von Differenzen und damit Möglichkeiten zur *Deskription* eröffnet.

Wenn Klawitter erklärt, zur „Geistesakrobatik dekonstruktivistischer Lektüren“ auf Distanz gehen zu wollen (21), so befindet er sich zweifellos in Übereinstimmung mit der Denkgangart Foucaults. Es gelingt ihm jedoch nicht immer, diese seine Absicht durchzuhalten. Wie mir scheint, vor allem nicht im zweiten Teil seines Werkes, wo er an einigen Schriftstellern wie Arno Schmidt, Peter Weiss, Hubert Fichte oder Rolf Dieter Brinkmann exemplarische Diskursanalysen moderner Literatur durchführt: Diskursanalysen, die das Paradigma der „Ontologie der Literatur“ hinter sich lassen wollen, gleichwohl aber ihr Instrumentarium weitgehend aus ihm beziehen und somit einerseits seine Fruchtbarkeit unter Beweis stellen – und dennoch dieses Paradigma durch die Strategie der „Deontologisierung“ unterlaufen zu müssen meinen. Indessen kommt Klawitter im zweiten Teil seines Buches noch einmal so auf Derrida zu sprechen, dass die Abgrenzung von ihm sachlich klarer wird. Wenn Derrida *différance* als das definiert, „was die Gegenwärtigung des gegenwärtig Seienden ermöglicht“ (336f.), dann entspricht das recht genau einer plausiblen funktionalen Bestimmung von „Medium“ oder „Medialität“: Präsentationsmittel, Präsentationstechnik zu sein.<sup>4)</sup> Klawitter moniert jedoch zu Recht am Begriff der *différance* die ihm von Derrida zugesprochene Vagheit, die mehr aus Abwesenheit als Anwesenheit besteht. Demgegenüber spricht Foucault den Medienphänomenen, die zwischen Konstruktion und Nicht-Signifikation „nur“ Präsentation, etwa Indikation oder Manifestation, leisten, eine erstaunliche Positivität zu. Das gilt vor allem für die „Fiktion“ und dann auch für das „Intermediäre“ (337ff.),

Ich möchte nicht das große Verdienst der Arbeit von Klawitter herunterspielen: dass er nämlich die Phase der frühen Schriften Foucaults zur Literatur in ihrer doppelten Bedeutsamkeit würdigt: als wesentliches und sogar bleibendes Stück im Werdegang seines philosophischen Werkes und außerdem als einen bestimmten Blick, einen schreibenden Blick, auf „Literatur“ und damit auf „Kunst“. Meine kritischen Einwände beziehen sich darauf, dass diese frühe „Ontologie der Literatur“ durch die nachfolgende Phase der „Diskursanalyse“ weniger relativiert wird als Klawitter annimmt.

Denn auch die Diskursanalyse bildet nicht die letzte und endgültige Theoriephase bei Foucault. Seine letzte – aber auch wieder nur kontingentermaßen letzte – Theoriephase bestand vielmehr darin, dass er – noch viel direkter als mit dem dritten Stadium der Sprachkunst – auf das Zeitalter der „Rhetorik“ zurückgriff. Also auf das Zeitalter, in dem Homer eine sorgfältig vermittelte Autorität für die Schulkinder war. Homer, der schon in Foucaults frühen Schriften zur Literatur ständig herumeistert.

Walter Seitter (Wien)

<sup>3)</sup> Siehe: MICHEL FOUCAULT, *L'archéologie du savoir*, Paris 1969, S. 145ff., 223f.; dazu WALTER SEITTER, *Zur Gegenwart anderer Wissen*, in: MICHEL FOUCAULT und WALTER SEITTER, *Das Spektrum der Genealogie*, Bodenheim 1996, S. 94–112; WALTER SEITTER, *Rhetorik der Bibliothek. Eine Voruntersuchung zur Archäologie des Wissens*, in: *Die Wiederkehr der Rhetorik*, hrsg. von HELMUT VETTER und RICHARD HEINRICH, Wien und Berlin 1999, S. 77–92.

<sup>4)</sup> Siehe WALTER SEITTER, *Physik der Medien. Materialien, Apparate, Präsentierungen*, Weimar 2002, S. 53ff.